**Partizipative Evaluation an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis**

Das ist ein Titel, der zunächst schlicht klingt, im Kontext unseres Workshopthemas „Disability Studies – Forschungszweig der Selbstbestimmt Leben Bewegung?“ aber ganz spannende Fragen aufwerfen kann.

* Wie interessengeleitet darf Disability-Studies-Forschung sein?
* Wie geht man mit dem Mangel an zeitlichen und finanziellen Ressourcen um?
* Worin liegt der Mehrwert partizipativer Forschung?
* Geht es hier um das Prinzip "Teilhabe und Empowerment" oder um die „Optimierung des Forschungsprozesses“?

Diesen Fragen möchte ich am Beispiel eines partizipativen Evaluationsprojekts nachgehen.

In einem Projekt bei BODYS (Bochumer Zentrum für Disability Studies) führen wir seit zwei Jahren eine Evaluation durch, an der etwa 30 Akteure mit und ohne Behinderung beteiligt sind. Wir forschen partizipativ, d.h. dass alle Akteure in jeder Phase des Forschungsprozesses aktiv eingebunden sind. Das Evaluationskonzept und die Erhebungsinstrumente werden gemeinsam abgestimmt, Zwischenergebnisse werden schon während des Forschungsprozesses vorgestellt und gemeinsam diskutiert, inhaltliche und methodische Planungen werden an die Bedürfnisse der Beteiligten angepasst. Insbesondere im Bereich der Disability Studies sind die unterschiedlichen Rollen und Bedürfnisse der beteiligten Personen von besonderer Bedeutung. Partizipative Forschung bedeutet, dass alle Akteure die Möglichkeit haben, mitzureden und mitzumachen, also zu partizipieren. Barrierefreiheit wird damit zu einer unmittelbaren Voraussetzung für den gesamten Forschungsprozess. Menschen mit Behinderung bringen unterschiedliche Lebens- und Behinderungserfahrungen und Erwartungen an ein Forschungsprojekt mit. Es gilt, alle Perspektiven in das geplante Vorhaben mit einzubeziehen. Partizipation verwirklichen und wissenschaftliche Standards einhalten – das ist manchmal eine Gratwanderung zwischen Anspruch und Wirklichkeit.

Gerade an dieser Schnittstelle, wo Theorie auf Praxis trifft, zeigen sich zurzeit nämlich noch große Herausforderungen. Die Gewährleistung von Barrierefreiheit im gesamten Forschungsprozess kostet Zeit und Geld. Häufig stehen keine oder kaum finanzielle und personelle Ressourcen zur Verfügung. Barrierefreiheit unterliegt je nach Beeinträchtigungsform völlig unterschiedlichen Grundvoraussetzungen, die es aber bestmöglich abzudecken gilt. Insbesondere bei der Verwendung leichter Sprache wird deutlich, wie schwierig es ist, die Komplexität in der Forschung zu reduzieren. Die Anforderungen leichter Sprache stoßen auf methodische Standards der Forschung. Sichtbar wird dieses Spannungsfeld vor allem in der quantitaven Forschung. Je offener Fragen gestaltet sind und je mehr Bewertungsmöglichkeiten eingeräumt werden, um möglichst aussagekräftige Daten zu erhalten und Effekte soziale Erwünschtheit zu reduzieren, je komplexer ein Fragebogen also gestaltet ist, desto stärker werden die Beteiligungsmöglichkeiten - beispielsweise für Menschen mit Sinnesbeeinträchtigungen oder Menschen mit anderen Lernmöglichkeiten - eingegrenzt. Ist partizipative Forschung immer in vollem Umfang umsetzbar?

Unabhängig von der Barrierefreiheit für einzelne Personengruppen stoßen Selbstverständnis und individuelle Vorstellungen der Beteiligten manchmal auf methodische Umsetzungsspielräume. Je offener beispielsweise Begriffe wie Behinderung oder Peer Counseling im Sinne der Disability Studies definiert werden, umso schwieriger ist die Erfassung und letztendlich auch die Vergleichbarkeit von erhobenen Daten. Inwiefern wird wissenschaftliche Arbeit durch behindertenpolitische Interessen beeinflusst?

Dem Leitmotiv „Nichts über uns ohne uns“ folgend ist auch zu fragen, wie Partizipation von den Beteiligten selbst eingeschätzt und in welchem Ausmaß sie gewünscht wird. Während der Wunsch nach einer möglichst guten und umfassenden Datenlage vorliegt, wird der dafür erforderliche Zeitaufwand gleichermaßen als belastend empfunden. Verständlicherweise. Das regelmäßige Ausfüllen von Dokumentations- und Fragebögen, die Erstellung von Nachweisen und Berichten wie auch die Einhaltung datenschutzrechtlicher Vorgaben nehmen unglaublich großen Raum in der alltäglichen Arbeit ein, obwohl sie doch eigentlich nur ein Nebenauftrag zugunsten der gemeinsamen Forschung sein sollten. Wie kann partizipative Forschung also Wissenschaft UND Praxis gleichermaßen gerecht werden?

In unserem Evaluationsprojekt haben wir viele Erfahrungen gesammelt und sind auf diese oder andere herausfordernde Situationen gestoßen. Wir haben viel reflektiert und diskutiert. Auf diesem Wege haben wir uns den Herausforderungen gestellt und Lösungsansätze entwickelt. Mit der Zeit wurde klar, dass das Forschungsprojekt anderen Charakter hat, als man es möglicherweise gewohnt ist. Sobald ein Forschungsprozess wirklich partizipativ gestaltet wird, lassen sich die einzelnen Phasen nicht linear abschließen, sondern laufen vielmehr parallel ab. Manchmal erfordert Partizipation in der Forschung auch die Eingrenzung von Spielräumen. Es geht zum Beispiel darum, Abstimmungsprozesse zeitlich einzugrenzen oder von Vornherein konkrete Vorschläge zur Diskussion zu stellen. All das erleichtert Partizipation angesichts fehlender zeitlicher Ressourcen und vielzähliger Möglichkeiten. Barrierefreiheit kann durch intensive Einarbeitung und Arbeitsteilung sowohl in inhaltlicher als auch technischer Hinsicht weitgehend umgesetzt werden. Damit Barrierefreiheit aber in vollem Umfang realisiert werden kann und einen Status quo einnimmt, ist ein langfristiges Umdenken in der wissenschaftlichen Praxis erforderlich. Meiner Ansicht nach muss Forschungsmethodik im Hinblick auf Teilhabe, Inklusion und Barrierefreiheit neu durchdacht werden. Mit den Disability Studies und der partizipativen Forschung wurde ein Weg bereitet, den es nun zu beschreiten gilt.

Die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung und die Disability-Studies-Forschung sind durch ihre gemeinsame Geschichte eng miteinander verzahnt. Doch was bedeutet diese Verbindung für das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Praxis? Sind beide aufeinander angewiesen… voneinander abhängig… womöglich ohne einander wirkungslos? Nein. Aber sie können voneinander profitieren und gegenseitig dazu beitragen, gemeinsame Ziele zu verwirklichen ... In einem partizipativ abgestimmten Projekt stehen die Beteiligten hinter dem Vorhaben, ihre persönlichen Interessen werden berücksichtigt, das Projekt lohnt sich für sie. Sie sind in besonderer Weise bereit, Zeit zu investieren und eigene Ideen einzubringen. Einen besonderen Vertrauensbonus bei den Beteiligten bewirken die Disability Studies zudem durch ihren Peer-Ansatz. Der Kontakt auf Augenhöhe stärkt Vertrauen und Offenheit gegenüber der Forschung. Auch im Hinblick auf die Forschungsfrage und das erworbene Datenmaterial hat partizipativ durchgeführte Forschung immer einen erheblichen Mehrwert. Die direkten Rückmeldungen der Mitwirkenden machen es nicht nur möglich, gewonnene Erkenntnisse zu bestärken, sondern unter Umständen auch über andere Wahrnehmungen und aus Sicht der Beteiligten verzerrte Ergebnisse zu diskutieren. Bewertungen fallen möglicherweise anders aus als erwartet, doch spiegeln sie vielmehr die Wahrnehmung und die Lebenswelt der Betroffenen wider. Das ist es doch, was wir mit den Disability Studies erreichen wollen. In der partizipativen Forschung geht es um beide Seiten der Medaille: Teilhabe und Empowerment der Beteiligten *und* die Optimierung des Forschungsprozesses.

Mein Fazit lautet also:

Disability-Studies-Forschung SOLL interessengeleitet sein.

Dabei KANN sie die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung unterstützen.

Wissenschaft und Praxis bestärken sich gegenseitig und wirken MIT-einander.

Über alle anderen aufgekommenen Fragen würde ich im Rahmen der anschließenden Diskussionsrunde gerne mit Ihnen gemeinsam debattieren.

Vielen Dank für Ihr Interesse.